



## LERN- und ZWISCHENRÄUME an der Universität Basel: eine qualitative Vorstudie

Helen Kaufmann im Auftrag des Bereichs Bildungstechnologien

### Eckdaten

Im Zeitraum vom 3. bis 29. August 2012 habe ich an der Universität Basel drei Studierende, vier Anbieter von Lern- und Zwischenräumen in den Fächern und zwei zentrale Anbieter von Lern- und Zwischenräumen befragt. Die Gespräche dauerten etwa eine Stunde und fanden in Räumlichkeiten der Universität statt, normalerweise an den Standorten, über die das Gespräch geführt wurde. Dies sind das Departement für Altertumswissenschaften im Rosshof, die Fakultät für Psychologie an der Missionsstrasse, das Wirtschaftswissenschaftliche Zentrum (WWZ) im Jacob-Burckhardt-Haus, das Biozentrum, die Studentische Körperschaft der Universität Basel (skuba) und die Universitätsbibliothek Basel (UB). Den Gesprächsverlauf habe ich protokolliert und anschliessend meine schriftliche Version den Gesprächspartnern zur Durchsicht und Korrektur geschickt.

Ausserdem habe ich an allen sechs Standorten Lern- und Zwischenräume fotografisch festgehalten. Auf die gleiche Weise (fotografisch, ohne Interviews) habe ich auch den Studierendenraum in der Informatik und den Aufenthaltsraum an der Theologischen Fakultät, der von Studierenden verwaltet wird, dokumentiert. Wenn die Räume auf den Fotos grösstenteils unbelebt aussehen, liegt das nicht nur daran, dass ich die Fotos während der vorlesungsfreien Zeit gemacht habe, sondern auch, dass ich zur Vermeidung möglicher rechtlicher Daten-/Persönlichkeitsschutz-Probleme versucht habe, Personen möglichst nicht oder nur so, dass man sie nicht erkennen kann, zu fotografieren.

### Ziele

Bei dieser Vorstudie habe ich vier Ziele verfolgt, zwei inhaltliche und zwei methodische:

1. den Ist-Zustand an einzelnen Standorten zu dokumentieren,
2. im Hinblick auf den Soll-Zustand Bedürfnisse und Ideen kennenzulernen,
3. erste Hypothesen zu Lern- und Zwischenräumen an der Universität Basel zu entwickeln,
4. die qualitative Methode in Kombination mit der fotografischen Dokumentation als Methode zur Weiterentwicklung dieses Projektbereichs zu testen.



## 1. Ist-Zustand an ausgewählten Standorten

An allen untersuchten Standorten gibt es studentische Arbeitsplätze und Orte, an denen man sich informell austauschen oder Pause machen kann. Mit Ausnahme der Fakultät für Psychologie und der skuba (siehe Abb. 1) sind ein beträchtlicher Teil der Arbeitsplätze in Bibliotheken (Fakultäts-, Departementsbibliotheken und UB) zu finden. An allen Standorten ist es zudem möglich, Gruppenarbeiten durchzuführen, wenn die Standorte auch unterschiedlich gut dafür eingerichtet sind. Die in den Lernräumen herrschenden Vorschriften variieren von Standort zu Standort (z.B. alles erlaubt im skuba -Lernraum in der ehemaligen Kirche; Ruhe, Jacken-, Taschen- und Essensverbot und Einschränkung von Getränken auf Wasser in PET-Flaschen im Hauptlesesaal der UB) und oft auch innerhalb eines Standorts (z.B. kein Essen und Trinken in den Computerräumen des Biozentrums oder in der Bibliothek für Altertumswissenschaften, während dies sehr wohl auf der Galerie des Biozentrums und im Café der Rosshofs erlaubt ist). Die untersuchten Lernräume sind auch unterschiedlich frei und lang zugänglich, für die Studierenden meistens nur tagsüber während den Öffnungszeiten des Standorts (z.B. 7-19h das WWZ oder 8-20h die skuba-Kirche). Nur in Informatik und Altertumswissenschaften haben Studierende bereits ab Studienbeginn mit einem Badge freien (bzw. ziemlich freien) Zugang zu den Arbeitsplätzen.



Abbildung 1: Gruppenarbeitsplätze an der Fakultät für Psychologie (links) und Einzelarbeitsplätze im skuba Lernraum am Petersgraben 45 (rechts)

Mit einer Ausnahme sind die befragten Studierenden mit dem Angebot zufrieden. Unter den Anbietern sieht nur jemand beträchtliches Verbesserungspotential und zwei weitere Personen kleinere spezifische Verbesserungsmöglichkeiten (wie gesündere Sitzflächen für die Arbeitsplätze oder Schalldämpfung), während die anderen Anbieter aus Mangel an Reklamationen oder Verbesserungsvorschlägen von studentischer Seite davon ausgehen, dass das Angebot den Studierenden entspricht.



## 2. Soll-Zustand

Auf meine Fragen zu den Bedürfnissen der Nutzer/innen, zu Wünschen und Visionen (Soll-Zustand) reagierten meine Gesprächspartner/innen (mit einer Ausnahme) etwas überrascht und teilweise, vor allem die Anbieter, etwas ratlos. Den Fachvertretern sind die Bedürfnisse ihrer Studierenden weitgehend unbekannt, eine Bedürfnisanalyse oder Nutzerbefragung hat niemand durchgeführt. Dies gilt auch für die skuba. Nur die UB hat vor zwei Jahren ihre Nutzer befragt. Auch die befragten Studierenden konnten nicht mit einer Liste von Umständen aufwarten, die verbessert werden müssten, und zwei der drei befragten Studierenden sind mit dem Ist-Zustand sehr bzw. ziemlich zufrieden.

Unter Wünschen, Ideen, Visionen kam Folgendes zur Sprache: mehr Arbeitsplätze am Kollegiengebäude, in mittelgrossen Räumen; Arbeitsplätze in der Fachbibliothek; ein Studierendenhaus mit Lern- und Aufenthaltsräumen, Gruppenlernräumen und einer Küche (diese Idee stammt vom Erasmus-Studienort der Person, die dies vorbrachte); Arbeitsplätze an einem Ort, von dem man schnell woanders ist (Park, Verpflegungsmöglichkeit, Stadt); persönliche Arbeitsplätze in der Fachbibliothek; Tageslicht und Schreibtischlampen; Schlüsselkarte/Badge/Legi mit Chip; kühl; ruhig; Steckdose und WLAN; nicht zu viel Arbeitsplätze in einem Raum; fest installierter Recherche-Computer; Getränke (mindestens Wasser) erlaubt.

## 3. Auf dem Weg zu den richtigen Fragen

Entsprechend der Zielsetzung bin ich in diese Vorstudie ohne Hypothesen eingestiegen. Diese möchte ich jetzt in Form von Fragen und Behauptungen anhand von Punkten, die mir in den Gesprächen aufgefallen sind, entwickeln.

### **Ein Lernraum ist ein Zwischenraum ist ein Lernraum (oder doch nicht?)**

„Lernen“ bedeutet für die eine Person in erster Linie eine Aktivität, die sie allein ausführt und für die sie sich eine ruhige Atmosphäre wünscht, sei es an der Uni oder zuhause. Für die andere Person findet „Lernen“ sowohl allein als auch gemeinsam statt, je nach Sozialform in unterschiedlichen Räumen, die Einzelarbeit in ruhigen, die Gruppenarbeit entweder in spezifischen Gruppenarbeitsräumen oder in Räumen, die auch Zwischenräume sind (z.B. Aufenthaltsraum, Cafeteria). So wird der Studierendenraum der Informatik (siehe Abb. 2) zum Beispiel sowohl für Gruppenarbeiten wie auch zur Erholung („Töggelikasten“, Kaffeemaschine, Getränkeautomaten) genutzt. Bei meinen Rundgängen sind mir auch Studierende aufgefallen, die in nicht-ruhigen Räumen (z.B. Café im Rosshof, Cafeteria in der UB, Seminarraum im WWZ) allein vor einem Computer saßen und zu arbeiten schienen, während im gleichen Raum andere redeten. Vielleicht brauchen nicht alle Ruhe für Einzelarbeit/„Lernen“? (Hier wäre es vielleicht auch interessant, verschiedene Arbeitsorte in der Wirtschaft oder dem Staat und deren Produktivitätsraten (falls erhoben und erhältlich) in den Vergleich miteinzubeziehen, z.B. Grossraumbüro, kleinere Büros,

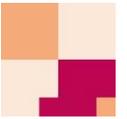


Abbildung 2: Studierenden-Lernraum in der Informatik (links) und Aufenthaltsraum an der theologischen Fakultät (rechts)

Einzelbüros, Verzicht auf feste Arbeitsplätze, usw., denn die Menschen ändern sich zwischen Studium und Arbeitswelt ja wahrscheinlich nicht grundlegend.)

Auch vertreten worden ist die Ansicht, dass sich Lernen und Erholung heutzutage nicht leicht trennen lassen. Als Beispiel wurde eine typische Computernutzung genannt: Schreiben, Recherche, Email und Onlinezeitung, also z.T. für die Arbeit, dazwischen aber auch zur Erholung, und das alles am gleichen Ort. Andererseits trennen zwei der drei befragten Studierenden mindestens konzeptionell Lernen und Erholung klar, indem sie an der Universität lernen und sich ausserhalb der Universität (zu Hause, Sport, Stadt) erholen. Dies ist nicht nur für die virtuellen Lern- und Zwischenräume interessant, sondern auch für die physischen. Ist eine Unterscheidung und Trennung von Lern- und Zwischenraum überhaupt sinnvoll? Bzw. für wen ist sie sinnvoll? Ist es eine Frage der Trennkost- bzw. Eintopf-Diät: die Einen gehen an den Ort A, um für sich zu lernen, Ort B, um zu essen, Ort C für eine Gruppenarbeit, die Anderen wollen an einem einzigen Ort allein arbeiten, essen, andere treffen, usw.?

### **Studierende zwischen öffentlichen Personen und Nachwuchswissenschaftlern/-innen**

In den Gesprächen konnte ich zwei Auffassungen von Bachelorstudierenden ausmachen: Entweder werden sie als Angehörige der Öffentlichkeit betrachtet: Sie kommen, benutzen das Gebäude und gehen wieder, die meisten mit Anstand, aber einige hinterlassen Abfall und müssen sonst betreut und bei Bedarf „gemassregelt“ werden: Z.B. werden an einem Standort die Schliessfächer, nach negativen Erfahrungen, nicht mehr gratis abgegeben, sondern müssen für Fr. 10.- (für ein halbes Jahr) gemietet werden, mit dem Effekt, dass viele leer bleiben. Im Biozentrum beispielsweise halten sich die Bachelor-Studierenden in den ersten beiden Jahren vor allem in den Teilen des Gebäudes auf, die öffentlich zugänglich sind und müssen den Eingang des Pharmazentrums benutzen, um das Biozentrum zu betreten, weil das Biozentrum von aussen nur mit einem Schlüssel betreten werden kann. Erst im dritten Jahr erhalten sie durch die Blockkurse Zugang zu den Forschungsabteilungen und werden so in die Fach-Community aufgenommen.



Am anderen Ende des Spektrums stehen kleinere Fächer/Fachbereiche wie die Informatik oder Altertumswissenschaften (siehe Abb. 3 auf der nächsten Seite). Dort haben Studierende bereits von Anfang an Zugang zu Arbeitsplätzen rund um die Uhr (mit Badge). Die Fachsozialisation beginnt also mit Studienbeginn. Dazwischen stehen andere grosse Fächer wie die Wirtschaftswissenschaften oder die Psychologie. Dort dürfen Bachelorstudierende sich zwar grundsätzlich im Fachgebäude an den gleichen Orten aufhalten wie Masterstudierende (es sei denn, Masterstudierende wären bereits an einen Lehrstuhl/eine Abteilung angebunden), tun dies aber viel seltener als Masterstudierende, weil sie kaum Grund haben, das Fachgebäude aufzusuchen: Für die Wirtschafts- und Psychologiestudierenden im Bachelor sind fast alle Lehrveranstaltungen im Kollegiengebäude und in der Nähe des Petersplatzes (Bernoullianum, ZLF). Das WWZ ist räumlich davon gut abgetrennt; allenfalls ginge man wohl für die Fachbibliothek dorthin. Die Fakultät für Psychologie ist demgegenüber zwar näher beim Petersplatz, hat aber keine Fachbibliothek mehr (nur noch eine Testothek, ohne Arbeitsplätze). Interessant für die Fachsozialisation ist vielleicht die Erfahrung eines/r Studierenden in Jus, denn wie im Wirtschaftsstudium finden die Lehrveranstaltungen der Juristischen Fakultät für Bachelorstudierende im Kollegiengebäude und in der Umgebung des Petersplatzes statt: Im ersten Jahr hat die befragte Person ausschliesslich zuhause gelernt und denkt auch, dass die meisten Jusstudierenden in den ersten beiden Jahren entweder zuhause oder an der UB lernen. Erst als sie die Vorbereitung der Bachelorprüfung, eine ca. sechsmo-natige Lernzeit, in Angriff nahm, hat sie die Arbeitsplätze an der Fakultät regelmä-sig benutzt, vor allem, weil die relevante Literatur in der Fachbibliothek steht und dies eine Präsenzbibliothek ist, man also dort sein muss, um die Bücher zu benutzen. In dieser intensiven Lernzeit hat sie sich die Trennung von Lernen (an der Fa-kultät, dazwischen zur Abwechslung bisweilen an der UB) und Freizeit (zuhause, in der Stadt) angewöhnt, sagt sie. Man könnte auch sagen, dass sie mit sich mit der Vorbereitung auf die Abschlussprüfung einen Zugang zum Fach erarbeitet hat.

Aufgrund dieser Daten könnte man nun die Hypothese aufstellen, dass der Zeit-punkt des freien (bzw. relativ uneingeschränkten) Zugangs zu Fachräumlichkeiten (z.B. Forschungsabteilungen, Fachbibliotheken) ein Zeichen dafür ist, dass Studie-rende als Fachangehörige (vielleicht sogar Nachwuchswissenschaftler/-innen) gel-ten. Gemäss dieser Interpretation werden die Studierenden in einigen Fächer be-reits von Anfang in ihr Studienfach aufgenommen, während sie sich eine solche Aufnahme in anderen Fächern in den ersten beiden Studienjahren erst erarbeiten müssen. Zugegebenermassen könnte man die unterschiedliche Wahrnehmung der Studierenden auch einfach mit der Grösse der Fächer erklären: In kleinen Fä-chern/Fachbereichen kennt man sich schnell und kann daher den Studierenden mehr Vertrauen entgegenbringen, indem man ihnen z.B. gleich zu Beginn einen Badge anvertraut, während sich Studierende in grossen Fächern leicht in der Masse verstecken können, wenn sie das wollen, woraus man schliessen könnte, dass sie (insgesamt) weniger vertrauenswürdig sind. Intuitiv kann man das gut nachvollzie-hen. Andererseits ist ein/e Studierende/r mit einem Badge nicht wirklich anonym und kann sogar genauer überwacht werden als als badge-lose/r Angehörige/r der

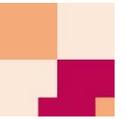
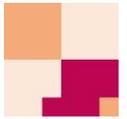


Abbildung 3: Arbeitsplätze in der Bibliothek der Altertumswissenschaften (links © Baudepartement des Kantons Basel-Stadt; Foto J. Jäggy) und die Galerie im Biozentrum rechts

‚Öffentlichkeit‘. Zweitens könnte man einwenden, dass die Wenig- oder Nichtnutzung von Fachgebäuden durch Bachelorstudierende nichts mit einer Initiation in das Studienfach zu tun hat, sondern einzig an den geographischen und räumlichen Gegebenheiten liegt: Beispielsweise gibt es im Jacob-Burckhardt-Haus keinen Vorlesungssaal, der gross genug wäre für die Einführungsvorlesungen. Allerdings stehen auch hinter diesen Gegebenheiten Entscheidungen von Departements- und Fakultätsvertretern/-innen, wobei es interessant wäre herauszufinden, inwiefern solche Entscheidungen überhaupt von Fachvertretern/-innen getroffen werden und inwiefern der Aspekt der Fachsozialisation bzw. Lernkultur im Fach dabei berücksichtigt wird. Doch selbst wenn solche Entscheidungen ohne Rücksicht auf die Fachsozialisation getroffen werden, widerspiegelt der Zugang zu Fachräumlichkeiten die Auffassung der Studierenden auf dem Spektrum zwischen Angehörigen der Öffentlichkeit und Fachangehörigen. Bestätigen (oder widerlegen) könnte man diese Hypothese vielleicht damit, dass Studiengänge mit freiem Zugang zu Fachräumlichkeiten von Anfang an weniger starr aufgebaut sind und andererseits Studiengänge mit eingeschränktem Zugang zu den Räumen am Anfang des Studiums propädeutische Elemente vorsehen, also die Studierenden auf das Fachstudium zuerst vorbereiten. Anders formuliert könnte man vielleicht fragen, wie der Anteil einführender Elemente in den Studienplänen mit den Zugangsregelungen für die Gebäude korreliert. Gibt es eine Tendenz, dass Departemente mit Studienplänen mit relativ wenig einführenden Elementen ihren Studierenden freieren Zugang zu den Gebäuden bieten als solche mit ‚propädeutischen‘ Studienplänen?



## Wo das Wissen steckt und stecken bleibt

Erstaunt hat mich, wie unterschiedlich das Wissen über studentische Lernraumnutzung an den untersuchten Standorten ist. Da werden an manchen Standorten Fachbibliotheken wegen der zunehmenden Digitalisierung der Literatur verkleinert oder sogar geschlossen, während man mir an der UB erklärt, es sei mittlerweile erkannt, dass der Bedarf an studentischen Arbeitsplätzen mit der Digitalisierung der Literatur nicht ab-, sondern zunehme. Ein anderes Beispiel stellt der skuba-Lernraum dar, der einerseits als (noch nicht fertig gestellter) Lernraum mit grossem Potential eingeschätzt wird, während man anderswo glaubt, dass sie als Lernraum nicht funktionieren könne, weil sie, ganz abgesehen von baulichen Problemen (Hall), ohne Zusammenhang dastehe; sie decke nur das eine Bedürfnis ‚Lernen‘ ab, und für alles andere (Kopieren, sich mit anderen Treffen, Pause, Verpflegung) müsse man anderswohin gehen, was nicht den Bedürfnissen der Studierenden entspreche. Drittens, um ein letztes Beispiel zu nennen, ist man sich an verschiedenen Stellen an der Universität über die Anzahl studentischer Arbeitsplätze, die die UB anbieten soll uneins: Schätzungen reichen von 350 bis 800 (für Prüfungszeiten); angeboten werden aktuell ca. 460. Als Hypothese könnte man sagen, dass sich das Wissen über Lernräume je nach Standort formal und inhaltlich unterscheidet (z.B. Erfahrungswissen eines Verwalters; Kenntnisse der entsprechenden Fachliteratur; Architekturwissen) und oft auch widerspricht. Sollte sich diese Hypothese bestätigen, wäre es wünschenswert, Wege zu finden, wie diese Wissensanteile zusammengeführt werden könnten, besonders am Anfang von Neubau- und Umzugsplanungen.

In meiner Vorstudie habe ich an der UB Wissen über studentische Arbeitsplätze geortet, das auch für Departemente interessant und nützlich sein könnte, und es ist gut möglich, dass es weitere Experten/-innen auf diesem Gebiet anderswo an der Universität gibt, die nichts voneinander wissen. Ferner wäre es vielleicht erwägenswert, die mit Gebäuden und Räumlichkeiten beauftragten zentraluniversitären Instanzen enger in die Departemente/Fakultäten/universitären Einrichtungen, bei denen ein Neu- oder Umbau bevorsteht, einzubinden oder eine Person als ‚Architektur-Fachkultur-Mediator/-in‘ vorzusehen, die den beiden involvierten Seiten die Anliegen und Wertvorstellungen der jeweils anderen Seite näher bringen könnte.

## Saisonale Schwankungen

Alle Anbieter von Lernräumen stellen starke saisonale Schwankungen in der Auslastung fest. Am meisten genutzt werden die studentischen Arbeitsplätze an den untersuchten Standorten während den Prüfungszeiten (Dezember/Januar und Mai/Juni), während sie gerade danach am wenigsten ausgelastet sind (siehe Abb. 4). So beträgt die geschätzte Auslastung der Arbeitsplätze in der Bibliothek des WWZ während den Sommersemesterferien 20%, und der skuba-Lernraum war bei einem meiner Besuche ganz leer und am anderen Tag mit einer Person besetzt; demgegenüber sollen sich während der letzten Prüfungszeit dort jeweils um die 10 Personen aufgehalten haben. Besonders stark ist der Ansturm an der UB spürbar, da sich dort Studierende von verschiedenen Fächern einfinden, deren Prüfungen



Abbildung 4: Wenig ausgelasteter Lesesaal an der Universitätsbibliothek im Zwischensemester

seit der Umstellung auf Bologna alle zur gleichen Zeit stattfinden. Man schätzt, dass dort in den Spitzenzeiten etwa 800 Arbeitsplätze der Nachfrage entsprechen würden. Am sinnvollsten wäre es, Arbeitsplätze zu haben, die bei Bedarf zugeschaltet und ausserhalb der Prüfungszeiten andersweitig genutzt werden könnten. Bereits aufgrund der bis anhin gesammelten Daten besteht kein Zweifel, dass es diese Schwankungen tatsächlich gibt. Erkunden könnte man allenfalls, welche Massnahmen sich Anbieter und Nutzer/-innen vorstellen könnten. Zum Beispiel könnte man erwägen, die Prüfungen um 3-4 Wochen in die vorlesungsfreie Zeit hinein zu verschieben. Dann könnte man die Lehrräume, sowohl die zentralen im Kollegiengebäude, Bernoullianum, usw. als auch jene in den Fakultäts-, Departements- und Institutsgebäuden zu Lernräumen umdefinieren. Wichtig

wäre auch, den (- soweit ich gehört habe - unerfolgreichen) Versuch, die Mensa ausserhalb der Essenszeit in Lernräume umzufunktionieren, in diesem Zusammenhang näher zu untersuchen: Woran ist diese Doppelnutzung gescheitert?

### Rückzug und Erholung: Privatsache

Zwei Studierende sowie ein/e Angestellte/r der Universität sagten explizit, dass sie für Rückzug und Erholung weg von den Gebäuden der Universität gehen, z.B. an den Rhein, nach Hause, auf den Petersplatz, in das Unternehmen Mitte, in die Stadt. Ein/e andere/-r Student/-in nutzt im Sommer Freiluftorte wie den Garten der Cafeteria im Kollegiengebäude, ansonsten auch öffentliche Parks und die Stadt zur Erholung. Diese Personen erachten es nicht als eine Aufgabe der Universität, Rückzugs- und Erholungsmöglichkeiten zu bieten, mit Ausnahme des Unisports. Ein/e Student/in sagt sogar, er/sie habe keine Erfahrung mit Erholungsmöglichkeiten tagsüber und daher auch kein Bedürfnis nach solchen. Nur jemand wünscht sich einen Ruheraum wie jenen an der Universität Zürich, um sich nach dem Mittagessen auszuruhen. In diesem Zusammenhang wurde auch die Vermutung geäussert, dass der skuba-Keller teilweise als persönlicher Rückzugsort genutzt wird. Aufgrund dieser Aussagen könnte man die Hypothese aufstellen, dass - anders als das Bedürfnis, sich mit anderen zusammen zu erholen, auszutauschen, gemeinsam zu essen, usw. - das Bedürfnis nach Rückzug und Erholung in den Räumlichkeiten der Universität entweder gar nicht existiert oder den Studierenden nicht bewusst ist.



Interessant wären hier die Erfahrungen von Universitäten (z.B. Uni Zürich), die ein Rückzugs-/Erholungsangebot haben bez. Nutzen und auch der Frage, ob ein solches Angebot das Bewusstsein um das Bedürfnis erst weckt und entwickelt oder einem bereits vorhandenen entspricht.

#### 4. Bemerkungen zur Methodik

Wie oben beschrieben, habe ich sowohl fotografiert als auch Einzelgespräche geführt. Sind dies geeignete Methoden, um das Thema Lernräume an der Universität Basel weiterzubringen?

Die fotografische Dokumentation bzw. das Begehen der Räumlichkeiten fand ich sehr spannend. Ich habe Räume entdeckt, die ich nicht kannte, und oft ergaben sich spontan Fragen, denen ich gern weiter nachgegangen wäre, sowohl Fragen an (potentielle) Nutzer/innen (z.B. wie wirken Verbote, bestimmte Sessel oder Tische zu benutzen auf fachinterne Studierende?) als auch an Anbieter (z.B. warum werden Getränke allgemein verboten, wenn stillschweigend Wasser in PET-Flaschen akzeptiert wird?) sowie manchmal an die Planer/Architekten eines Gebäudes (z.B. was soll das runde Treppenhaus zwischen Parterre und erstem Stock im Rosshof?).

Ein Problem der Methode ist vielleicht, dass man beim Fotografieren und dem damit verbundenen Hinweisen auf Details eine Interpretation vorgibt, die jener der Nutzer/innen gar nicht entspricht; beispielsweise kann ich mir gut vorstellen, dass bei dem breiten Verpflegungsangebot und den guten Selbstverpflegungsmöglichkeiten im Jacob-Burckhardt-Haus nur wenige Studierende die etwas absurd anmutende Anschrift ‚Foodcorner‘ und den dazugehörigen kleinen, dunkeln Getränkeautomatenraum überhaupt je wahrgenommen haben (siehe Abb. 5). Ein anderes, praktisches Problem ergibt sich aus der Rücksichtnahme auf den Persönlichkeitsschutz von beim Fotografieren anwesenden Nutzern/-innen. Dies kann man entweder so lösen, dass man die Gesichter nachher unerkennlich macht oder dass man die Räume leer oder mit Sicht auf den Rücken der Anwesenden fotografiert. Bei letzterer Lösung kann man allerdings kaum Atmosphäre festhalten und auch über die Beliebtheit der Räume sagen solche Fotos nichts aus. Ein Ausweg wäre, die Räume (bzw. Teile davon) für die Bilder mit Statisten auszustatten, was wiederum ein gewissen Aufwand bedeuten würde. Dennoch ist die fotografische Dokumentation für eine erste Bestandaufnahme eine praktische Methode, sie sich auch gut eignet, wenn man erste Erkenntnisse mit anderen austauschen will. Interessant könnten Fotos von studentischen Arbeitsplätzen auch sein, wenn man Studierenden über das Angebot informieren will. Zum Beispiel hängt am Mitteilungsbrett im Ausleiheraum der UB ein Informationsschreiben mit Fotos über die Arbeitsplätze im Zeitschriftenmagazin (U1). Mit Fotos der Räume bzw. Arbeitsplätze auf der eigenen Webseite könnten UB, skuba wie auch Fakultäten/Institute ihre Nutzer/innen vielleicht auch konkreter und genauer über ihr Angebot informieren.

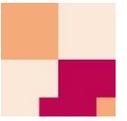


Abbildung 5: 'Food Corner' im Jacob-Burckhardt-Haus von aussen und innen

Zur Erfassung des Ist-Zustands hat sich die qualitative Methode als nützlich erwiesen. Mit einer quantitativen Studie wäre es kaum möglich gewesen, eine vergleichbare inhaltliche Tiefe zu erhalten, und Zahlen könnte man wohl mit relativ wenig Aufwand von zentraluniversitären Stellen erhalten, wenn man solche wollte.

Bei den Gesprächen mit der Anbieter- wie Nutzerseite waren die Aussagen zum Ist-Zustand deutlich ergiebiger als jene zum Soll-Zustand. Ferner waren die Aussagen der Studierenden für die Abklärung ihrer Bedürfnisse wie auch die Nutzung der Arbeitsplätze und eine Einschätzung des Angebots (mit einer Ausnahme) viel relevanter als jene der Anbieter. Die Ansichten der Anbieter geben vor allem Einsicht in die Beziehungen der administrativen Fachvertretung zu den Studierenden, in Ansichten, Vorurteile und Umgangsformen, weniger in die Nutzung der angebotenen studentischen Arbeitsplätze. Sollte also im Rahmen des Projekts in Betracht gezogen werden, weitere Einzelgespräche (oder Fokusgruppen) abzuhalten, würde ich empfehlen, die Fragen auf den Ist-Zustand zu beschränken und in erster Linie Studierende zu befragen. Vielleicht könnte man durch einen offenen Aufruf an alle Studierenden der Universität Basel (z.B. Fotowettbewerb; vielleicht in Zusammenarbeit mit skuba), den Lieblingsarbeitsplatz zu fotografieren und die Foto mit einer Begründung, was daran so gut ist, einzuschicken, zu interessanten Daten kommen (wobei vielleicht die Fotografen/-innen unter den Studierenden nicht unbedingt jene sind, die am meisten zu Lernräumen zu sagen hätten). Der Soll-Zustand kann wohl effektiver ein Pilotprojekt mit der Design-Thinking-Methode untersucht werden, wie bereits vorgesehen.